

Leseprobe

MARIA O'HARA, DON BOTH

AMORE FATALE

1. Blut an den Händen

VITO DE LUCA

Die Sohle meines italienischen Lederschuhs landet hart in Siros Gesicht. Es knackt, als seine Nase bricht. Mir ist durchaus bewusst, dass man unbedingt aufhören sollte, wenn das Gegenüber am Boden liegt – so wie Siro eben – doch ich höre nicht auf, denn bei Ratten verhält es sich anders. Bei Ratten darf man Ausnahmen machen und seine Ehre auch mal verlieren.

»Noch mal, Siro«, zische ich und stelle mich breitbeinig über seinen Oberkörper. Der schummrige Laternenschein, der sich im nassen Asphalt spiegelt, entblößt nicht nur die Blessuren in Siros Gesicht, sondern auch die Angst in seinen Augen. »Warum wurdest du mit den Bullen gesehen?«

»Ich wusste nicht, dass der Typ ein Bulle war!«, keucht der Italiener, der für unsere Familie arbeitet, schwerfällig. Ein Mann, der den de Lucas die Treue geschworen hat. Sie wissen alle, was passiert, wenn sie diesen Schwur brechen. Sie wurden nicht nur einmal gewarnt. Sie haben es nicht nur einmal miterlebt. Siro ist schlichtweg selbst schuld und natürlich glaube ich ihm nicht. Und ich glaube auch nicht an Zufälle.

Deswegen packe ich ihn mit beiden Händen am Kragen seines schwarzen Hemdes und ziehe ihn auf die Füße. Dabei verliert er den Kopfhörer, der seinem Funkgerät angehört. Aber den wird er auch in Zukunft nicht mehr brauchen.

Sein blutverschmiertes, angeschwollenes Gesicht schwebt direkt vor meinem und der metallische Geruch lässt meine Eingeweide verkrampfen.

Egal, wie oft man ihn riecht, er wird nicht weniger abartig. Dennoch sehe ich direkt in seine grünen Augen, über die Scheinwerferlichter spielen, als jemand vom Parkplatz fährt.

»Lüg. Mich. Nicht. An«, fordere ich durchdringend. Er soll nicht mit mir spielen. Seine letzten Worte sollten besser keine Lügen sein. Ich habe jetzt auch nicht viel Zeit, um ihn ordentlich zu befragen. Ich bin gezwungen, auf mein Gefühl zu hören, und dieses brüllt mich an, dass Siro ein Verräter ist.

»Ich schwöre es«, üstert er heiser. Und *trotzdem* glaube ich ihm nicht, denn manchen Menschen ist nichts heilig – nicht mal ein Schwur. Diese Ahnung in mir ist auch nicht ohne Grund entstanden.

»Aber ich zweie!e an dir, Siro. *Wieso* tue ich das?«

Jetzt explodiert die pure Panik in seinen Zügen. Er weiß, was ihm blüht, wenn ich ihm nicht glaube. Er weiß, was ihm blüht, wenn seine Lügen enttarnt werden. Er weiß, dass es nur *eine* Konsequenz gibt. »Ich schwöre es! Wirklich, ich rede nicht mit den Bullen!« Schwachsinn.

Ich packe ihn fester und ramme ihm meine Faust in den Magen. Keuchend versucht er, sich zu krümmen. Purer Schmerz steht in seinen Augen, aber dieser Schmerz prallt an mir ab. Ich habe kein Mitleid mit jenen, die meine Familie hintergehen wollen.

»Ich frage dich nur noch einmal und wenn du mir nicht ehrlich antwortest, werden das deine letzten Worte sein. *Warum* wurdest du mit den Bullen gesehen?« Von wegen, er wusste nicht, dass der Typ ein Bulle war. Er wusste es ganz genau. Man ist nicht Bodyguard für die mächtigste existierende Mafiafamilie Amerikas und weiß nicht, wer ein Bulle ist und wer nicht.

»Sie haben mich erpresst! Sie wollen meinen Bruder in den Knast bringen! Aber ich habe ihnen nichts erzählt«, stammelt er, und ich beiße die Zähne zusammen. Also hat er mich *tatsächlich* belogen.

Siro krallt sich in mein Handgelenk. »Ich habe nichts gesagt!«

»Dennoch hast du mich belogen«, presse ich hervor. Nur wer etwas zu verbergen hat, lügt. Und für die Familie gehen wir doch alle über unsere Grenzen. Wer kann mir versichern, dass er uns für seinen Bruder nicht verraten würde? Er jedenfalls nicht. Ich glaube ihm kein Wort. Normalerweise gibt es für diese Männer nur eine Familie: uns. Gehören sie uns einmal an, schwören sie allem ab, was sie bisher kannten. Ihren Eltern, ihren Brüdern, ihren Schwestern. Sie gehören uns.

Siro sollte gar nicht durch seinen Bruder erpressbar sein.

»Ich glaube dir kein Wort.« Er hätte sofort zu uns kommen sollen. Wir hätten uns darum gekümmert. Aber so funktioniert es einfach nicht. »Du kannst

nicht einfach Informationen wie diese vorenthalten, Siro.« Er hat wohl nicht ganz verstanden, wie es läuft.

Hektisch sieht er zwischen meinen Augen hin und her. »Ich habe nichts gesagt!«, wiederholt er atemlos. Wie bedauerlich – und das meine ich ernst. Denn ich spiele in solchen Fällen ganz sicher keine Spielchen. Ich entscheide nicht koplos über Leben und Tod. Doch gibt es nun einmal Prinzipien, an denen ich festhalte. Immer

Siro merkt nicht, wie ich das Messer aus meiner Hosentasche ziehe.

»Wärst du lieber von Anfang an ehrlich gewesen«, lüstere ich und weil er ehrlos gehandelt hat; weil er gelogen hat; weil er nicht aufrichtig war, frage ich nicht mal nach seinen letzten Worten.

Noch bevor er antworten kann, ramme ich die scharfe Klinge mit Wucht in seinen Hals. Siro's Redeversuch geht in ein Gurgeln über. Noch fester krallt er sich an meine Hand und der pure Terror explodiert in seinem Blick. Sein Blut quillt warm über meine Finger und in der nächsten Sekunde weicht das Leben aus seinen Augen. Bevor Siro in sich zusammensacken kann, packe ich ihn fester und ziehe das Messer kraftvoll aus seinem Hals. Laut rattert es, als ein Zug über die Gleise des Bahnhofs in der Nähe prescht. Autoreifen rauschen durch eine Pfütze. Das alles vermischt sich in meinem Hinterkopf zu einem einheitlichen Geräusch. Doch wirklich nehme ich es nicht wahr. Ich nehme nichts wirklich wahr, als ich Siro's toten Körper vorsichtig zu Boden sinken lasse. Zwischen zwei Müllcontainern kommt er sanft auf dem Asphalt auf und ich trete einen Schritt zurück. Natürlich steht ein weiterer unserer Männer Wache. Ich töte nicht einfach jemanden auf dem Hinterhof einer Stadthalle, ohne den Rücken dabei gedeckt zu bekommen. Und das auch nur von jemandem, der der Familie zu hundert Prozent ergeben ist – dem man trauen kann.

Sergio tritt näher und ich deute dem treuesten Mann meines Vaters, Siro zu beseitigen. Ist man ein aufrichtiger Mann, stirbt man für diese Familie, ist man ein guter Freund und Ratgeber, erhält man auch eine ordentliche Beerdigung. Aber nicht so.

Ich ziehe ein schwarzes Stofftaschentuch aus meiner Hosentasche und säubere erst mal mein Messer. Wieder rattert ein Zug über die Gleise. Es rauscht leicht in meinen Ohren, doch ich weiß, dass dieser Zustand gleich enden wird.

Während Sergio seinen toten Kollegen unter den Achseln packt, klappe ich mein Messer zu und schiebe es wieder in die Hosentasche. Dann halte ich meine Hände in den Laternenschein und wische Siro's Blut sorgfältig fort. Egal, wie viel Blut man an den Händen hat, man darf es niemals offensichtlich zeigen. Gleichgültig, ob man ein Ma\$oso oder ein Politiker ist – das Blut klebt an unser aller Händen.

Auch aus meinem goldenen Siegelring kratze ich es. Sergio schleift Siro zu seinem Auto und ich lasse die beiden ziehen. Natürlich weiß ich um die Sünde, die ich begangen habe. Doch es macht nun sowieso keinen Unterschied mehr. Ich werde in der Hölle brennen, so viel steht fest. Trotzdem bete ich jede Nacht und hoffe, irgendwann Vergebung zu "nden. Doch bis es so weit ist, werde ich nicht aufhören können, zu sündigen.

Sergios Kofferraum schlägt zu und ich betrachte mein Gesicht in der Fensterscheibe eines Autos. Glücklicherweise sehe ich keine Blutspritzer auf meinen Wangen. Und so zögere ich auch nicht weiter. Ich stecke mein Taschentuch ein und nicke Sergio zu, als er mit seinem Mercedes an mir vorbeifährt. Seine Bremslichter erhellen den nassen Boden rot, als er am Rande des Platzes anhält. Ich hingegen zünde mir eine Zigarette an. Tief inhaliere ich den Rauch, während ich die Chicagoer Stadthalle umrunde.

Heute "ndet dort eine Veranstaltung statt, deswegen gibt die High Society sich die Klinke in die Hand. Wir zählen dazu, obwohl wir morden, Drogen verkaufen und Menschen bedrohen. Oder vielleicht gerade deswegen. Das ist wohl Ansichtssache. Vor dem Gebäude steht das ein oder andere Grüppchen zusammen. Zigarettenrauch steigt in die Lüfte, es wird gelacht, geraunt, Motoren werden gestartet und Türen schlagen zu. Einige brechen bereits auf, aber wir werden wie immer bis zum Ende bleiben. Nun etwas leichter, denn es ist immer erleichternd, einen Verräter loszuwerden. Erleichternd, weil man nicht mehr um die Sicherheit der Familie fürchten muss. Aber auch erschwerend, denn jeder Teil der Familie, den man tötet, ist ein Teil der Familie, der fehlt.

Ich ziehe noch einmal an dem Filter. Der Rauch strömt an mir vorbei, während ich die Treppe zur Stadthalle hochgehe. Ich nicke einem Geschäftspartner meines Vaters zu, als er mir entgegenkommt. Dann drücke ich fahrig den Rest der Kippe im Standaschenbecher aus und betrete den vollen Saal. Hier schlägt mir eine völlig andere Stimmung entgegen, als ich sie gerade hinter der Stadthalle erlebt habe. Keine Dunkelheit, sondern grelles Licht, das von etlichen Kronleuchtern herrührt. Keine schwarzen Wolken, die zu schnell über den Himmel ziehen, sondern eine Glaskuppel, auf der Regentropfen schimmern. Kein Dreck, keine Müllcontainer, sondern edel gekleidete Paare und funkelnde Brillanten. Kein Blutgestank, sondern der Geruch teurer Parfüms und Zigaretten. Selbstverständlich heftet sich auch hier sofort ein Bodyguard an meine Fersen. Es ist Valerio – einer der Männer, die schon länger für uns arbeiten. Sein Gesicht ist ausdruckslos, während ich der Ehefrau des Polizeichefs charmant zulächle. Er schiebt einen Mann leicht zur Seite, während ich allerdings schon auf Tuchfühlung mit Arabella gehe. Ich streife mit meinen Fingerspitzen über ihren Arsch,

denn dieses weiße, leicht glitzernde Kleid sitzt auch wirklich straff darüber. Fast als hätte sie es darauf angelegt. Die Brünette, mit der ich ein paar mal Sex hatte, lächelt mich über die Schulter an, aber da ziehe ich schon weiter und Valerio zieht mit. Natürlich spüre ich, dass ich beobachtet werde – nicht von dem Bodyguard, nicht von der dunkelhaarigen Schönheit, sondern von meinem Vater. Und es dauert auch nicht lange, bis ich ihn mit meinem Blick lnde.

Er steht mit meinen Brüdern direkt über mir auf der rustikalen Galerie. Seine Hände sind auf das silberne Geländer gestützt und sein Blick aus dunkelblauen Augen ist auf mich gerichtet. Der Schein des wuchtigen Kronleuchters erhellt sein dunkles Haar und den harten Zug, der stets um seine schmalen Lippen spielt. Er hätte mich gar nicht zu sich nicken müssen, spüre ich doch schon allein an der Art, wie er mich ansieht, dass er etwas mit mir besprechen will. Und ich tue selbstverständlich, was er verlangt. Denn in jeder Welt gibt es eine Rangfolge. Vor allem in der Ma!a. Und in dieser Rangfolge untersteht ein Mann dem anderen. *Ich* unterstehe meinem Vater. Ich tue, was er sagt. Ich führe aus, was er verlangt. Auch wenn ich manchmal etwas abweiche. Auch wenn ich dafür immer wieder meinen Körper verlasse. Ich weiß, was ich tun muss. Ich weiß, warum ich es tun muss. Deswegen tue ich es einfach. Egal, was es mit *mir* tut.

Mit der Hand fahre ich über das silberne Geländer, als ich die Wendeltreppe hochgehe. Immer weiter lasse ich die vornehme Gesellschaft hinter mir. Immer mehr verschwimmen die aufgesetzt lächelnden Gesichter zu einer Masse. Immer mehr funkeln die Diamanten und Champagnergläser wie ein glitzerndes Meer unter mir. Immer weiter bleibt der Zigarettenrauch wie eine leichte Wolkendecke zurück. Valerio folgt mir auch jetzt auf die Galerie und ich richte meine Aufmerksamkeit auf meine Familie. Meine beiden Brüder, die schräg hinter meinem Vater stehen, und meinen Vater. Neben diesen begeben sich nun auch und sein frisches Parfüm strömt in meine Nase. Nun ist sein Blick in die Menge gerichtet. Er fragt mich nicht, ob ich Siro beseitigt habe. Er fragt mich nicht, ob das Problem gelöst ist. Denn er weiß, dass ich keine halben Sachen mache. Er weiß, ich wäre jetzt nicht hier, würde Siro noch leben oder das Problem noch bestehen.

»Wie zeigt sich die Stärke eines Mannes?«, fragt er unvermittelt. Unvermittelte Fragen sind wir von unserem Vater gewohnt. Und unsere Antworten werden alle unterschiedlich ausfallen.

Weil ich es von Haus aus nicht leiden kann, mit allem herauszuplatzen und mir lieber erst die Antworten der anderen anhöre, lasse ich meinen Brüdern den Vortritt.

»Durch seine Macht«, sagt mein jüngster Bruder Andrej. Er sieht die Dinge gern sehr pessimistisch und hart. Es gibt keine zarten Farbtöne zwischen weiß und schwarz. Am liebsten klärt er die Dinge brutal. Außerdem ist er der Ansicht, dass man Macht mit ins Grab nehmen kann. Deswegen war seine Antwort für mich recht vorhersehbar.

Mein mittlerer Bruder Pablo ist jedoch ein Romantiker. Er sieht die Dinge nicht schwarz und weiß, sondern kunterbunt. Seine mangelnde Impulskontrolle hat ihn nicht nur einmal zu diversen Explosionen getrieben. Kaum kann er seine Meinung für sich behalten und egal, was er tut, er tut es aus vollem Herzen. Er ist nicht abgestumpft. Er verlässt nie seinen Körper – so wie ich. Er ist kein Verfechter der Dunkelheit, weil er das Licht fürchtet – so wie Andrej. Eigentlich ist Pablo der mutigste de Luca auf dieser Galerie. Doch mein Vater würde das etwas anders sehen, denn er de!niert die Stärke eines Mannes auf ganz eigene Art.

In den hellblauen Augen meines Bruders funkelt es leicht und ich warne ihn mit meinen. Besser, er spielt jetzt keine Spielchen.

»Geschick«, entscheidet er sich schließlich, zu sagen. Das war eine weise Entscheidung. Das wird unser Vater nicht als Schwäche werten. Nun bin ich an der Reihe. Natürlich werde ich meine De!nition von Stärke nicht allzu sehr ausweiten, denn für mich gibt es tausend Dinge, die die Stärke eines Mannes ausmachen.

»Die Familie«, antworte ich das Wichtigste, denn Macht kann man nur demonstrieren, wenn das Gegenüber weiß, wer hinter einem steht.

»Die Stärke eines Mannes wird nur zum Teil an dem gemessen, was ihr geantwortet habt. Die wahre Stärke eines Mannes zeigt sich durch den Ruf, der ihm vorausseilt.« Und das ist die Ansicht meines Vaters. Zu einem Großteil hat er auch recht. Egal, wie es in den eigenen vier Wänden, im eigenen Kopf, im eigenen Herzen aussieht – der Rest muss immer glauben, dass man angstein\$ößend und mächtig ist. Denn wenn sie das nicht glauben, versuchen sie, einem auf der Nase herumzutanzen.

»Denn dieser Ruf kann andere dazu bringen, ihm zu folgen, sich ihm zu unterwerfen, ihn zu fürchten. Sogar ein Mann, der nichts besitzt, kann durch den richtigen Ruf andere dazu bringen, ihm alles zu geben.« Völlig egal, wie zwiegespalten das Verhältnis zwischen meinem Vater und mir ist, ich respektiere ihn enorm. Denn er weiß, wovon er spricht. Er und sein Bruder stammen aus sehr armen Verhältnissen in Sizilien. Sie haben sich ihren Weg nach oben erkämpft. Dieser Weg hat ein paar Opfer gefordert, über die ich meistens nicht nachdenke. Schließlich will ich ja meinen *guten Ruf* nicht verlieren.

»Kennt ihr die Familie Carbone? Sie genießt einen außerordentlich guten Ruf.« Mein Vater deutet mit einer eleganten Geste in die Menge und ich sehe das Paar, das er meint, sofort mit meinem Blick. Definitiv keine Amerikaner. Die meisten Anwesenden hier sind blond oder brünett. Die meisten haben helle Haut und recht simple Namen. Aber diese beiden sind ganz sicher Italiener. Nicht nur ihr Name, sondern auch ihr Äußeres verrät sie. Bei der Frau in dem schwarzen Abendkleid handelt es sich um eine rassige Italienerin. Ihr schwarzes Haar ist zusammengesteckt und an ihren Ohrläppchen funkeln Goldstecker. Sie steht an der Seite eines großgewachsenen Mannes mit breiten Schultern und einer autoritären Ausstrahlung. Sein Hemd steht am Kragen offen und die Kronleuchter offenbaren seine leicht verschwitzte, gebräunte Haut. Ich habe sie noch nie gesehen und auch der Name kommt mir nicht bekannt vor. Das ist unüblich, denn eigentlich kenne ich wichtige Familien aus unseren Kreisen. Dass sie wichtig sind, zeigt sich allein daran, dass mein Vater ihren Namen kennt.

»Eine der einflussreichsten Familien der Ostküste.« Gut zu wissen. Dennoch ärgerlich für mich, dass ich nichts mit dem Namen anfangen kann.

»Sie sind erst seit zwei Wochen in der Stadt und ich habe mich bereits mit dem Oberhaupt getroffen. Er ist einer Verbindung nicht abgeneigt.« Eine Verbindung bedeutet eine Ehe. So vereinen wir das Blut. Mein Blick schweift nun zu meinem Vater, denn ich weiß nicht, für wen er diese Verbindung vorgesehen hat und mit wem. Haben sie eine Tochter? Außerdem überrascht mich diese plötzliche Entscheidung ein wenig. Natürlich war uns allen dreien schon immer klar, dass wir irgendwann heiraten müssen. Dass wir Erben zeugen werden, die wieder Erben zeugen. So wird das de Luca Imperium immer weiter wachsen. Das ist unsere Bestimmung. Unsere Lebensaufgabe. Doch hat er zuvor nicht mit mir darüber gesprochen, wie er es sonst bei wichtigen Entscheidungen tut. Das macht mich etwas nervös und unzufrieden, weswegen ich mit meinen Fingern auf das Geländer trommle.

Mein Vater wendet sich uns zu und Andrej strafft sich sofort etwas. Er hat nicht vergessen, dass eine schlechte Haltung nicht zu den Vorlieben unseres Vaters gehört.

»Seine Tochter ist der Schlüssel dafür, unser Imperium auf eine nächste Stufe zu befördern. Wer sie bekommt, bekommt unermessliche Macht. Er bekommt das Erbe.« Eigentlich sollte dieses Erbe sowieso mir zustehen, weil ich der Älteste bin. Aber ich beweise mich auch gern noch mal. Und noch mal und noch mal und noch mal. Wahrscheinlich ist das auch nur mal wieder eine seiner neuesten Herausforderungen an mich.

»Doch ihr müsst euch beweisen«, sagt er auch schon. »Ihr müsst beweisen, dass ihr würdig seid, der Familie auf diese Art zu dienen. Ihr müsst

beweisen, dass ihr es würdig seid, den Namen de Luca zu tragen.« Er lächelt leicht, aber dieses Lächeln hat nichts Freundliches. Mein Vater *ist* einfach kein freundlicher Mensch. Ich kann auch sehr unfreundlich werden, wenn ich nicht bekomme, was ich will.

Und ich *will* dieses Erbe.

Also brauche ich dieses Mädchen.

»Wer ist sie?«, frage ich.

»Sie.« Wieder deutet mein Vater in die Menge und wir werfen alle drei einen Blick über die Brüstung. Prompt höre ich auf, mit den Fingern zu trommeln, denn alles in mir stockt kurz. Ich betrachte gerade – zweifelsohne – die schönste Frau, die ich je gesehen habe. Auch wenn sie etwas gestresst wirkt, während sie sich zu ihren Eltern drängt. Sie sieht aus wie eine Göttin. Ihr Haar ist pechschwarz und zusammengesteckt. Es glänzt satt im Schein der Tischkerzen. Auch aus der Ferne kann ich deutlich erkennen, wie rein ihre Haut ist; wie hoch ihre Wangenknochen liegen. Ich kann erkennen, dass sie eine absolut zeitlose Schönheit ist. Ihre Augen sind tiefdunkel und ihre wirklich vollen Lippen verziehen sich just in diesem Moment zu einem Lächeln, was sie noch schöner macht. Mein Blick gleitet langsam an ihrem zart gerundeten Körper herab, der von einem beigefarbigem Kleid umspielt wird. Dieser Körper ist auch *wirklich* nicht zu verachten. Weder ihre ausladenden Hüften noch ihre schlanke Taille oder dieses perfekt gefüllte Dekolleté.

»Maria Carbone«, sagt mein Vater. »Ihr habt zwei Monate Zeit.« Damit schiebt er seine Hand in die Hosentasche und verlässt schlendernd die Galerie. Ich beobachte Maria Carbone noch einen Moment. Ich analysiere ihre eleganten Bewegungen noch ein paar Sekunden. Dann drehe ich mich zu meinen Brüdern um, damit ich die Fronten klären kann. Keiner von ihnen kann mit so einer Frau umgehen. Noch weniger kann einer von ihnen dieses Geschäft führen – seien wir doch ehrlich. Aber Pablo schiebt mich aus dem Weg und beugt sich an mir vorbei, um Maria weiter zu beobachten.

»Du willst das Erbe doch gar nicht«, knurre ich und schiebe seinen Kopf an der Wange zurück. Es reicht jetzt. Er will das Erbe nicht und er will auch diese Frau nicht – das wissen wir beide.

»Ah, wenn ich sie mir so ansehe, will ich es vielleicht doch«, murmelt er abwägend und in seinen hellblauen Augen funkelt es schon wieder so verwegen. Schwer seufzend kneife ich mir in den Nasenrücken. Das bedeutet einen Konkurrenten, denn Pablo ist ein Charmeur, er besitzt Humor und ein gutes Herz. Er hat alles, was Frauen lieben. Tja, die Sache ist die: *Ich* habe auch alles, was Frauen lieben.

Also packe ich Pablos Schulter und bohre meinen Blick in seinen. »Pablo. Ich will nicht gegen dich spielen. Ich will dich nicht zerstören. Ich will deine Männlichkeit nicht unter meinem Daumen zerquetschen. Also gib einfach von vornherein auf«, rate ich ihm eindringlich, und er wischt lachend meine Hand von seiner Schulter.

»Ich muss auch irgendwann heiraten. Vito, ich werde nicht jünger.« Mein Bruder ist achtzehn, ich bin zwanzig Jahre alt. Er hat immer noch mehr Zeit als ich. Abgesehen davon wartet er auf eine ganz bestimmte Frau, die *nicht* Maria Carbone heißt.

Stechend mustere ich ihn und er streicht sich immer noch lachend durch das chaotische, dunkelbraune Haar. »Ist ja gut, beruhige dich, Romeo. Keine Sorge, ich stehe dir sicher nicht im Weg.« Das ist auch besser so für ihn. Jeder weiß, was mit Menschen passiert, die mir im Weg stehen. Er will doch nicht von dieser Galerie !iegen.

Wer das *vielleicht* möchte, ist Andrej. Ich bemerke es an dem kalkulierenden Blick, mit dem er Pablo und mich beobachtet. Mein jüngster Bruder lehnt mit dem Steißbein am Geländer. Äußerlich ähnelt er Pablo und mir absolut nicht. Seine Augen sind dunkel, sein Haar ist schwarz, alles an ihm ist dunkel. Außerdem legt er einige abscheuliche Verhaltensweisen an den Tag. Er weist einige sadistische Züge auf. Ich habe ihn nicht nur einmal dabei erwischt, wie er sich an einem Hausmädchen vergangen hat oder die Folter eines Feindes extrem schmerzhaft gestaltete. Er ist gerade mal siebzehn Jahre alt, aber schon jetzt für sein gesamtes Leben ruiniert und deswegen habe ich ihn besonders im Blick. Meiner Meinung nach sollte er niemals heiraten oder Kinder zeugen. Und wenn er immer einfach das tut, was ich ihm sage, kann er vielleicht ganz gut leben.

»Wir wissen doch alle, dass er sie eigentlich für dich ausgesucht hat. Aber wir wissen nicht, ob sie dich auch will«, sagt er mit einem schmalen Lächeln. Oh, sie wird mich wollen. Jede Frau will mich, wenn ich es darauf anlege. Ich weiß, wie. Ich weiß, was ich habe. Ich weiß sogar, wie ich lächeln, wie ich sprechen, wie ich eine Frau ansehen muss, damit ihr Höschen feucht wird.

»Denkst du, ich lasse ihr eine Wahl?« Er müsste mich doch kennen und er muss sich erst gar nicht anstrengen.

»Nein, die Kleine ist völlig verloren.« Damit wendet er sich ab und schlendert – wie unser Vater zuvor – von der Galerie. Was heißt denn hier *verloren*? Ich bin nicht Andrej. Ich wollte sie nur heiraten, nicht in einem Keller aufhängen und zur Sexsklavin machen. Und obwohl ich weiß, wie dieser Wettkampf enden wird – obwohl es für mich so voraussehbar ist – werde ich alles geben. Denn niemals funktioniert ein Mann besser als in Konkurrenz mit einem anderen.

2. Ein Hai

MARIA CARBONE

(Kerala Dust – How The Light Gets in)

Mein Vater hat Probleme mit dem FBI, deswegen mussten wir aus New York verschwinden. Hat er Steuern hinterzogen? Hat er jemanden erpresst? Hat er vielleicht jemanden umgebracht? Ich weiß es nicht. Meine Meinung zählt auch nicht. Hauptsache, ich habe nicht protestiert, als wir nach Chicago gezogen sind – und hier sind wir nun.

Und als mein Vater meinte, wir müssten uns bei dieser Veranstaltung sehen lassen, habe ich auch nicht protestiert. Eine gute Tochter protestiert nicht. Eine gute Tochter tanzt nicht aus der Reihe. Eine gute Tochter verhält sich angemessen. Und ich versuche ja wirklich, eine gute Tochter zu sein. Aber ich weiß nicht, wie lange ich es noch aushalte. Hier zu sein, reizt mich. Meiner Heimat beraubt worden zu sein, reizt mich. In das Gesicht meines Vaters zu sehen, reizt mich. Er unterhält sich mit irgendeinem Mann, den ich noch nie gesehen habe. Er ist souverän und gelassen. Er lässt seinen Whisky im Glas hin und herschwingen. Ich bestelle mir noch ein Wasser. Selbstverständlich betrinke ich mich nicht in der Öffentlichkeit. Nun gut, ich betrinke mich nie. Ich habe noch nie zu viel Alkohol zu mir genommen. Erstens mag ich es nicht, die Kontrolle zu verlieren. Zweitens *ziemt es sich auch nicht für eine junge Dame*, wie meine Mutter sagen würde.

»Siehst du, da vorn. Das sind Bianca und Lucia Catalona«, meint eben jene mit einer gewissen Herablassung in der Stimme, aber sie winkt mit den Fingerspitzen, als die zwei Italienerinnen uns erblicken. Ohne von ihnen wegzusehen, neigt sich meine Mutter in meine Richtung. »Du solltest dich mit ihrer Tochter gutstellen. Sie ist gesellschaftlich hochangesehen.« Wahrscheinlich auch bei den Männern mit diesen langen Beinen und diesem dezenten Lächeln.

»Sicher, Mutter. Irgendwelche Tipps?«, erkundige ich mich, während ich von meinem Wasser trinke. Die zwei Südländerinnen drehen auch schon zu uns ab und meine Mutter stellt ihr Champagnerglas weg.

»Bianca spielt Tennis. Vielleicht ist ihre Tochter dahingehend auch interessiert, ich weiß es nicht.« Meine Mutter rümpft die feine Nase und diesmal teile ich ihre Abscheu. Ich hasse Tennis. Aber alle spielen es zurzeit.

»Okay. Ich werde es mir merken.«

»Ansonsten mag sie wahrscheinlich, was ihr jungen Mädchen eben so mögt.« Hübsche, wohlhabende Männer, die sich hier nur so tummeln?

»Zita!«, grüßt die Ältere der beiden, sobald sie vor uns ankommt, und meine Mutter lächelt erfreut.

»Bianca, wie schön, dich zu sehen. Du siehst zauberhaft aus.« Meine Mutter mustert das Out't der anderen Frau anerkennend. Es handelt sich um ein #iederfarbiges Kostüm mit immensen Schulterpolstern.

»Aber niemand hier sieht so gut aus wie du«, wird das Kompliment sofort zurückgegeben, doch das Gift trieft aus jeder Silbe. Währenddessen betrachte ich die Jüngere der beiden von oben bis unten. Ich mag meistens keine Frauen. Je schöner sie sind, umso weniger mag ich sie. Diese hier ist mit ihren dunklen Augen, ihrer gebräunten, glatten Haut und der schlanken, wohlgeformten Figur ausnehmend gutaussehend. Wahrscheinlich nutzt sie dieses Aussehen auch.

Doch mein Blick wird abgelenkt, als hinter ihr jemand die Galerietreppe herunterkommt. Dieser Jemand ist mir vorhin auch schon aufgefallen, als er die Stadthalle betrat. Ich glaube, er ist einer von Jacob de Lucas Söhnen. Von diesem redet mein Vater sehr viel, aber das interessiert mich gerade gar nicht. Denn der Mann, der nun mit einer Hand in der Tasche seiner schwarzen Anzughose souverän unter der Galerie entlangschlendert, hat irgendetwas an sich. Irgendetwas, was mein Interesse weckt. Irgendetwas, was meinen Blick dazu bringt, ihm zu folgen. Vielleicht ist es diese weiche, dunkelbraune Strähne, die ihm in die Stirn fällt. Vielleicht ist es sein selbstbewusster Gang. Vielleicht die Art, wie er sein schwarzes Hemd trägt. Ich mag es, wie er es bis zu den Ellbogen hochgekrempt hat. Ich mag es, dass zwei Knöpfe offenstehen und ...

»Du bist also die neue Attraktion in der Stadt«, spricht Lucia mich eher mäßig interessiert an.

»Bin ich das?«, erkundige ich mich und wende meinen Blick in der Sekunde von dem gutaussehenden Mann ab, in der er den Kopf zu mir dreht.

»Ja. Das bist du in der Tat.«

Meine Wangen röten sich – aber nicht wegen ihrer Worte. Ich weiß nicht genau, wieso es plötzlich in mir kribbelt.

»Die Männer im Saal können ja gar nicht die Blicke von dir lassen. Einen Champagner bitte«, bestellt sie sanft beim Barkeeper, und ich wende mich Lucia weiter zu, als sie sich neben mich an die Bar stellt. Meine Mutter sagt immer in Bezug auf solche Frauen: *Mache sie dir lieber zum Freund, Maria. Du kannst Frauen als Feinde nicht gebrauchen. Sie sind schlimmer als Männer.*

»Na ja, ich bin nicht wegen der Männer hergezogen.«

»Natürlich nicht.« Lucia lacht leise und nimmt ihr Glas entgegen. Während unsere Mütter sich in ein derart oberflächliches Gespräch verstricken, das nur so vor Spitzen trieft, versuche ich, mich nicht von *meinem* Gespräch ablenken zu lassen.

Aber als ich an meinem Glas nippe, fällt mein Blick direkt auf dunkelblaue Augen. Jetzt steht er mir im Saal gegenüber, und zwar direkt gegenüber. Er unterhält sich mit einem Glas Cognac in der Hand, aber sein Blick liegt direkt auf mir. Und mit *direkt* meine ich direkt. Er lässt meine Haut wieder kribbeln. Ein Gefühl, das ich so noch nie empfunden habe. Stirnrunzelnd wende ich mich wieder meiner Gesprächspartnerin zu.

»Wie lange lebst du hier?«, frage ich immer noch etwas zerstreut.

»Ich wurde in Chicago geboren«, antwortet sie und beobachtet selbst jemanden.

»Aber du bist auch Italienerin«, stelle ich fest, denn man kennt ja seine Landsleute.

»Si. Meine Familie stammt aus Rom. Und woher kommt ihr?«

»Sizilien.« Wir sind die wahren Italiener unter den Italienern. Doch meine Familie kam schon vor zwei Generationen nach Amerika. Seitdem lebten wir in New York.

»Und, hast du jemanden?« Ihr Blick schweift über meine Finger, aber dort steckt noch kein Verlobungs- oder Ehering. Ich weiß aber, dass ich sicher bald heiraten muss.

»Nein, mein Vater hat noch niemanden ausgesucht. Und du?«

»Nein, ich bin noch niemandem versprochen.« Eine leichte Nervosität zeichnet die feinen Züge mir gegenüber und ich habe keine Ahnung, womit sie zusammenhängen.

»Hat dich schon jemand im Blick?« Wenn ein Mann einmal jemanden auserwählt hat und der Vater damit einverstanden ist, hat man kein Mitspracherecht. Wenn man Pech hat, muss man jemanden heiraten, der zwanzig Jahre älter, kaltblütig und ekelhaft ist. So erging es erst letzten Monat einer Bekannten von mir in New York. Sie ist sechzehn, ihr Mann ist fünfzig – frischer Witwer. Ich konnte es ihr nicht schönreden. Ich sagte ihr

nur, was auch in dieser Hinsicht meine Mutter stets zu sagen p!egt: *Kümmere dich einfach um dich selbst. Du kannst nicht die ganze Welt retten.*

Und das versuche ich ja meistens, aber manchmal geht es einfach nicht anders.

»Ach, einige«, seufzt Lucia und erst weiß ich gar nicht, worüber sie spricht. Aber dann fällt es mir wieder ein. Männer sind so ober!ächlich. Aber gut, vielleicht hat ja diese Frau mir gegenüber auch einen wunderbaren Charakter. Man soll ja nicht vorschnell urteilen, wozu ich – wenn ich ehrlich bin – neige.

»Noch einen Cognac bitte.« Die Stimme, die nun an meine Ohren dringt, lässt sofort wieder dieses heiße Kribbeln in mir explodieren. Und als ich ihr folge, bemerke ich, dass der de Luca-Sohn mit einem Ellbogen nicht weit von uns entfernt an der Bar lehnt. Schon wieder beobachtet er mich völlig ungeniert, während er sich eine Zigarette anzündet. Aus nächster Nähe bringt er mich gleich noch ein bisschen mehr durcheinander. Wie er die Lippen um den Filter schließt, hat etwas regelrecht Betörendes an sich.

»Ach, ihn solltest du dir besser gleich aus dem Kopf schlagen«, sagt Lucia, der wohl unser Blickwechsel nicht entgangen ist.

»Ich habe ihn nicht im Kopf!«, antworte ich sofort defensiv.

»Bitte. Jede Frau Chicagos hat ihn im Kopf und teilweise auch im Körper.« Geziert nippt sie an ihrem Champagner. Wahrscheinlich ist sie eine derjenigen, in die er nicht wollte, und sie nimmt es ihm nun übel. Aber vielleicht ist sie auch einfach nur ein zynisches, böses Wesen, wie es so viele Frauen sind.

»Das kann ich mir schon vorstellen. Solche Männer sind ja immer heißbegehrt.«

»Ja, das sind sie in der Tat. Die de Lucas und ihre Perfektion.« Oh je, hat sie ein Problem mit einem de Luca? Es klingt fast so. Und wen beobachtet sie eigentlich schon wieder so dunkel? Doch als ich ihrem Blick folge, sehe ich nur den Rücken eines schlendernden Mannes. »Ehrlich, halt dich einfach fern. Am besten von allen drei Brüdern, aber am meisten von Andrej.«

»Wer ist Andrej?«, erkundige ich mich verwirrt. Ich habe noch nie von einem Andrej de Luca gehört.

»Er.« Sie deutet zu einem Dunkelhaarigen, der allein an einem Tisch sitzt und selbstvergessen mit der Dekoration spielt. »Das ist der jüngste de Luca-Bruder. Er ist mit Vorsicht zu genießen. Wirklich, du willst ihm nicht allein in der Dunkelheit begegnen.« Und dieser angespannte Tonfall in ihrer Stimme vertreibt jeglichen Zynismus.

»Okay, ich hatte nicht vor, mich dort mit ihm herumzutreiben.«

»Und er...« Sie deutet auf den Mann, der mit dem Rücken zu uns steht, doch wird unterbrochen.

»Lucia, willst du mir deine neue Freundin nicht vorstellen?« Er ist wie ein Hai, der mich umkreist hat und nun zuschlägt. Vielleicht hat er ja meine Unsicherheit gewittert. Jetzt jedenfalls steht er direkt hinter mir und ich spanne mich am ganzen Körper an.

»Aber sicher doch, Vito«, sagt Lucia zuckersüß. »Maria, das ist Vito de Luca. Vito de Luca, das ist ...«

»Die schönste Frau im Saal«, unterbricht er sie sanft, und ich wende mich ihm weiter zu. Oh je. Er steht wirklich nah – das ist das Erste, was mir auffällt. Das Zweite, dass seine Augen wirklich tiefblau und sein Blick wirklich sehr anzüglich ist. Ein leichtes Lächeln ziert seine vollen Lippen und er ist wieder mit einem Ellbogen angelehnt. Ich würde ja gern fragen, zu wie vielen Frauen er das heute Abend gesagt hat, aber ich lächle nur schmal.

»Freut mich.« Ganz sicher nicht. Wer will denn schon von einem Hai gefressen werden? Er sieht aus, als *würde* er mich gleich fressen.

Sein Lächeln vertieft sich, als er den Barkeeper heranwinkt. »Was trinkst du?«

»Wasser.«

»Natürlich.« Was ist denn daran natürlich? »Danielo, ein Wasser mit ...«

»Nein, Danielo, danke! Ich möchte kein Wasser«, halte ich den Barkeeper auf. Ich will keinen Drink. Ich muss das hier sofort abblocken. Es kribbelt viel zu sehr. Und mein Vater darf das auch wirklich nicht mitbekommen.

»Du möchtest kein Wasser. Was möchtest du denn?«, fragt Vito wie die Ruhe selbst und trinkt einen Schluck von seinem Cognac. Der goldene Siegelring an seinem Mittel#nger blitzt im Schein der vielen Kronleuchter. Wahrscheinlich ist dieser äußerst anziehend für die meisten Frauen in diesem Saal. Aber ich lasse mich nicht nur von einem Namen anziehen.

»Gar nichts. Ich habe mich gerade sehr nett unterhalten.«

Zweifelnd sieht Vito zu Lucia, die uns ebenfalls zweifelnd mustert. Ich weiß nicht, was sie in sich hineinmurmelt, als sie von ihrem Champagner trinkt.

»Lucia, *du* wirst erwartet«, sagt Vito mit einem gewissen Nachdruck in der Stimme.

»Ah, ich weiß, dass ich erwartet werde.« Sie stellt ihren Champagner auf die Bar und lässt mich einfach zurück. Sie verabschiedet sich nicht einmal von mir. Ich hebe die Brauen, als ich sehe, wie sie sich in die Menge mischt. Jetzt bin ich allein mit diesem Mann, der wirklich sehr gut riecht. Und diesen Augen, die wirklich sehr unanständige Dinge tun. Diesen Lippen, die wirklich anziehend sind.

»Ich kann mir vorstellen, was sie über mich erzählt hat. Lass dir gesagt sein, dass Lucia manchmal ein leses, kleines Ungetüm ist.« Er leert seinen Cognac und stellt das Glas auf den Tisch.

»Ja, natürlich. Und nichts von dem, was sie gesagt hat, hat gestimmt.« Ich lasse Vito sehen, dass ich nicht dieser Überzeugung bin, und rücke etwas ab.

»Sicherlich waren einige Dinge zutreffend, aber das ist doch gleichgültig. Denn es verrät nichts über meine Absichten mit dir.«

»Absichten?«

»Ich stünde nicht vor dir, wenn ich nicht irgendetwas von dir wollen würde, oder?«

»Ich bin keine *dieser* Frauen«, stelle ich klar. Ich werde jetzt nicht mit ihm hinter das Gebäude verschwinden und alles tun, nur damit ich in die Nähe dieses Siegelringes komme. Ich werde mich nicht entwürdigen.

»Das dachte ich mir fast, deswegen bin ich hier«, erklärt er samtig, und ich wende mich ihm weiter zu.

»Wieso bist du denn hier?«, frage ich nun direkt. Locker umfängt er sein Handgelenk, an dem eine Uhr blitzt. Er wirkt so entspannt, während er mir in die Augen sieht. Wie ein Mann, der genau weiß, wie er sich holt, was er will.

»Ich kann sehen, was eine Frau bereit ist, mir zu geben. Ich mag es nicht zu einfach«, antwortet er. »Wenn ich Dinge von dir wollte, wie du sie vermutest, würden wir nicht mehr hier stehen.«

»Nein, dann hätte ich dir schon eine Ohrfeige verpasst.«

Er lacht leise und ich muss zugeben, dass dieser Ton wirklich sehr angenehm klingt. »Das ist nicht nötig. Ich will mich nur mit dir unterhalten.«

»Gut, dann unterhalten wir uns«, sage ich ernst. Wahrscheinlich hat er sowieso kein Thema, über das er sich mit einer Frau unterhalten kann.

»Darf ich dir dann jetzt dein Wasser bestellen, während wir uns unterhalten?«

»Ja. Wenn du ein Thema wählst, das mich wirklich interessiert«, gebe ich ihm eine unmögliche Herausforderung, und es tritt ein sehr verschmitztes Lächeln auf seine Lippen. Dann wird sein Blick aber analytisch und gleitet mehrfach über mein Gesicht.

»Zu tiefgründig, um mit einfachen Dingen wie Mode und Trends zufriedenzusein. Zu voreingenommen, um mich in einem guten Licht bei dir darzustellen. Zu intelligent für \$ache Anmachen. Zu temperamentvoll für reizvolle Themen. Eines haben jedoch fast alle Frauen gemeinsam: Sie wollen für mehr wahrgenommen werden als ihr unglaubliches Äußeres. Also reden wir doch über deine tiefsten Wünsche und Zukunftspläne. Darf ich dir

jetzt das Wasser bestellen oder willst du vielleicht sogar einen Champagner?« Na wunderbar. Ich habe es auch noch mit einer intelligenten Ausgabe dieser Spezies zu tun. Einer Ausgabe, die kein Blatt vor den Mund nimmt und mich doch recht gut analysiert hat.

»Ein Wasser. Ich trinke keinen Alkohol«, gebe ich mich geschlagen. Solange mein Vater nicht hinsieht zumindest. Obwohl es ihm vielleicht gefallen würde, wenn ich mich mit einem de Luca-Erben unterhalte.

»Ist das deine Entscheidung oder die deiner Eltern? Ein Wasser Danielo. Mit Zitrone.« Kalkulierend mustert er mich. »Ohne Eis.« Fast bringt er mich zum Lachen. Aber tatsächlich liegt er wieder richtig. Ich mag zu kühle Getränke nicht. Ich mag es auch nicht, wenn sie verwässern. Und ja, auch Wasser kann verwässern.

»Denkst du, mein Vater hat mich dazu getrieben, mich hier zu positionieren, um dich anzulocken?«

»Nicht doch, ich rede von dem Wasser. Aber wenn er dich dazu getrieben hat, hat es funktioniert.« Ach so.

»Er hat mich nicht positioniert.«

»Das musste er auch gar nicht. Du bist nicht zu übersehen«, meint Vito sanft und zieht ein silbernes Zigarettenetui aus seiner Hosentasche. Dann klappt er es auf und legt es auf den Tresen. Auch in dieses ist sein Familienemblem eingraviert. Das XX, das ich schon öfter in der Stadt gesehen habe.

»Du bist wirklich sehr freigiebig mit Komplimenten.«

»Weswegen sollte ich dir vorenthalten, wie schön und herausstechend du bist?«, fragt er ernst. »Ich schätze, das weißt du selbst.« Ich weiß, dass ich nicht hässlich bin. Aber ich bin nun wirklich nichts Besonderes. »Oh, du glaubst mir nicht?«, fragt Vito mit einer erhobenen Braue, als er wohl meinen Zweifel bemerkt. Abgelenkt nehme ich wahr, wie mein Wasser auf den Tresen gestellt wird. Vito nickt dankend.

»Ich denke, dass Männer sich gern von Make-up und vorteilhafter Kleidung blenden lassen, aber dass das darunter oftmals nicht so sehr strahlt.«

Mit einem amüsierten Funkeln in den Augen schiebt er sich eine Zigarette zwischen die Lippen. Er ist einer dieser Männer, der sehr genau weiß, wie anziehend diese Geste wirkt. Es klackt, als er sein Zippo öffnet, und die orangefarbige Flamme erhellt sein makellostes Gesicht. Keine einzige Pore. Trotzdem nicht unmännlich. Ganz im Gegenteil.

Er pustet den Rauch über die Schulter und er vermischt sich mit dem Zigarettendrauch anderer Besucher. »Nun stehe ich allerdings einer –

korrigiere mich, wenn ich falschliege – sehr natürlichen Frau gegenüber. Oder willst du mir sagen, dass mich irgendetwas an dir täuschen könnte?»

»Meine Wimpern sind aufgeklebt.« Meine Mutter hat mich zur Kosmetikerin geschleift.

»Skandalös«, meint er heiser und formt Kringel mit seinem Zigarettenrauch. Aber diese Tonlage ist skandalös. Ich trinke einen Schluck von meinem Wasser, um meine trockene Kehle zu befeuchten. »Ich bin mir sicher, ich wäre schockiert, dich ohne künstliche Wimpern zu sehen.«

»Du würdest mich nicht wiedererkennen.«

»Ich muss ehrlich gestehen, dass ich auch nur wegen ihnen hier stehe.« Oh nein, er besitzt auch noch Humor. Das ist etwas, dem ich kaum widerstehen kann. »Ich habe sie von der Galerie aus gesehen – deine Wimpern«, und jetzt muss ich auch noch lachen, doch ich verkneife es mir eilig, »und konnte einfach nicht widerstehen.« Er schnippt seine Asche in den Aschenbecher neben uns und ich stelle mein Glas auf den Tresen.

»Gut, jetzt hast du sie ja aus nächster Nähe gesehen.« Das heißt jetzt aber nicht, dass wir beste Freunde sind.

»Und ich kriege nicht genug von ihrem Anblick«, raunt er.

»Also willst du jetzt, dass ich dieses Wasser mit dir trinke, damit du meine Wimpern begutachten kannst, oder hat dein Vater etwas damit zu tun?« Unsere Väter haben sich vorhin unterhalten. Ich habe es sehr genau beobachtet und mich gefragt, worüber sie wohl reden.

»Ich will dieses Wasser mit dir trinken, weil du unglaublich bist. Und weil ich dich von mir überzeugen möchte, wenn ich das noch nicht habe.«

Fast. »Hast du nicht.«

»Du denkst, ich bin wie alle anderen hier. Du denkst, ich stehe hier, weil ich dich deiner Unschuld berauben will.« Nein, das ist er sicher nicht. »Ich verderbe keine anständige Lady.«

»Ich denke nicht, dass du wie alle anderen bist. Ich denke, du bist schlimmer.« Sein Lächeln sagt alles und ich stelle mein leeres Glas auf den Tresen. »Trotzdem danke für das Wasser.«

»Danke für das Gespräch«, entgegnet er mit einer Stimme, die geradewegs in meinen Bauch schießt und dort alles in Brand setzt. Dennoch mache ich ein paar Schritte von ihm weg.

»Übrigens bin ich keine Lady.«

»Das musst du mir erst noch beweisen«, höre ich ihn sagen und er sieht mein Lächeln nicht, als ich den Saal durchquere. Doch selbstverständlich sorge ich dafür, dass es verschwindet, sobald ich bei meinen Eltern ankomme.